

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 23 (1919-1920)
Heft: 7

Nachruf: Adolf Frey †
Autor: Zollinger, Max

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

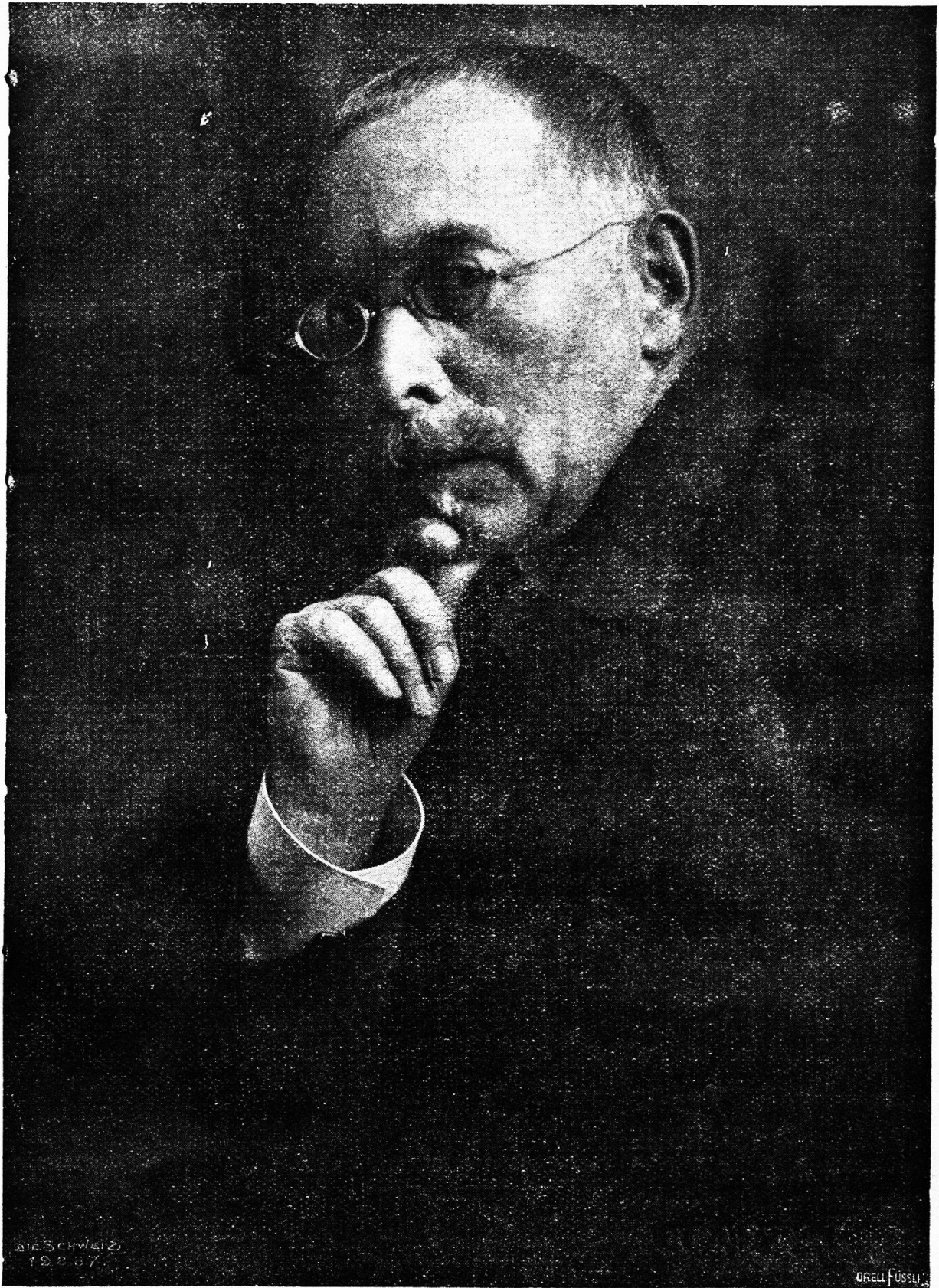
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Arnold Hey

„Am häuslichen Herd.“ Jahrgang XXIII. 1919/20. Heft 7.

Adolf Frey. †

Von Max Bollinger.

Am frühen Morgen des 12. Februar ist in seinem Heim am Zürichberg Adolf Frey entschlafen. Dankbare Freunde und Schüler wollten den Fünf- undsechzigjährigen am 18. Februar mit der eigenartigsten Festschrift überraschen, die je den Geburtstagstisch eines akademischen Lehrers zierte; nun zeugt das Gedenkbuch, dessen 400 Seiten Gelehrte, Lehrer und Künstler dankbar füllten, für die starke und vielseitig anregende Wirkung, die von der Persönlichkeit des Nimmermüden ausgegangen ist. Denn nicht allein Jünger der Literatur- und Sprachwissenschaft, auch Kunstfreunde ohne jeden wissenschaftlichen Ehrgeiz und vor allem auch wirkliche und werdende Dichter saßen zu seinen Füßen, und auf ihnen ruhte sein Auge mit besonderem Wohlgefallen, wenn er, eindringlich und behutsam Wort an Wort fügend, seine Zuhörer musterte. Nicht als ein Wissender allein trat er vor seine Schüler und — in seinen Büchern — vor die Öffentlichkeit; als ein Schaffender, ein Künstler vom Wirbel bis zur Zeh bewährte er sich auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten: den Büchern über die Maler Arnold Böcklin und Rudolf Koller, in dem prachtvoll lebendigen Bildnis Conrad Ferdinand Meyers, der ihn selbst zu seinem Biographen eingesetzt hatte, und in dem schlanken Bändchen, das aus eigener unverbläster Erinnerung die Züge des alt-Staatschreibers Gottfried Keller meisterhaft festhält. Das Ohr, das den Rhythmus und den Klang des beschwingten Verses zu erlauschen verstand, horchte nicht minder sorgsam auf den Tonfall der alltäglichen Rede, und dem im Lesen und Deuten von Poetenhandschriften geübten Auge entging weder die aufquellende Träne, noch das Lippengekräusel vergnügten Behagens. Was der Forscher schrieb, das war erlebt, nicht bloß erlernt, und es war gestaltet, gestaltet mit dem andächtigen Fleiß des Künstlers, der den Meißel nicht aus der Hand legt, bis sich der tote Stein in das Sinnbild des Lebens verwandelt hat.

Denn das bestimmt die Bedeutung seines Lebenswerkes, daß der Dichter den Forscher auf Höhen führte, die dem Nur-Gelehrten unzugänglich bleiben, ohne daß der Professor dem Dichter die Arbeit verdarb. Er wußte und bekannte, daß er im Kern seines Wesens Künstler war; und wenn er auch die wissenschaftliche Tätigkeit nicht als harte Fron empfand, war ihm doch das künstlerische Schaffen höchste Berufung und tiefster Lebensgenuß. Sein Verantwortlichkeitsgefühl zwang und befähigte ihn dazu, unter allen Umständen und ohne jedes Zugeständnis an Geschmack und Unterhaltungsbedürfnis des Publikums sich selbst treu zu bleiben, trotzdem er sah, daß er die Menge nicht zu zwingen vermochte. Widrige Umstände, die mit Kunst

nichts zu schaffen hatten, entzogen seine Festspiele zur Bundesfeier 1891 und zur Feier des Eintrittes von Zürich in den Bund der Eidgenossen 1901 ihrer Bestimmung, und seine beiden Romane „Die Jungfer von Wattenwil“ und „Bernhard Hirzel“ gewinnen das Interesse des Lesers weniger durch die nie versagenden Mittel der Spannung und der Rührung als durch die erlesenste Kunst der Charakteristik, die sich an den biographischen Arbeiten des Forschers geschult hatte, durch eine gepflegte, Wort für Wort wägende Sprache von durchaus eigenem Schritt und Klang und durch die farbige, aber nie in breite Schilderei ausartende Darstellung der Natur, die das Verlangen nach Gedichten weckt. In der Geschichte des Pfarrers Bernhard Hirzel, der die Zürcher Bauern 1839 zum Sturm gegen die liberale Regierung führte, später aber im Elend verkam, ist es dem Erzähler wohl nicht völlig gelungen, ein tieferes Verhältnis zwischen dem Leser und dem Helden des Romans herzustellen; die Jungfer Katherine von Wattenwil dagegen begleiten wir mit herzlicher Teilnahme auf ihrem weiten Leidensweg vom Schlößchen des Vaters in die dürftige Landpfarre und durch Kerker und Folterkammer ins Haus der Bündner Freundin, das der körperlich Gebrochenen ein Obdach und nach der Verbindung ihres Sohnes mit der Tochter der ehemaligen Gegnerin ein wehmütiges Feierabendglück gewährt. Jedes der zwanzig Kapitel birgt Bilder und Stimmungen, die in der Erinnerung haften wie z. B. der Ritt des gepanzerten Herrn Gabriel von Wattenwil mit dem jauchzenden Töchterchen unter den blühenden Apfelbäumen hindurch, das nächtliche Abenteuer der tapferen Jungfer im Weinhaus, oder das öffentliche Gericht über die Spionin wider Willen, die ihr Leben keinem der erbärmlichen Freier danken mag, endlich aber durch die Fürbitte der Verwandten dennoch Gnade findet.

In ihrer ganzen Fülle und Tiefe aber wirkt sich Adolf Freys künstlerische Persönlichkeit in seinen Gedichten aus. Mit den „Liedern eines Freiharstbuben“ aus den Burgunderkriegen gewann der Student das Vertrauen Meyers und Kellers; einen neuen — fünften — Gedichtband rüstete er, als ihn der Tod abrief. Und die Gedichte vor allem bestimmen seinen Platz in der Literatur der deutschen Schweiz: denn während der Spielmann den Erzähler Keller nur auf einem Nebenpfad begleitete und der Lyriker Meyer sein Inneres nur schwer im Liede zu lösen vermochte, verlangte Adolf Freys Natur gebieterisch nach dem Vers. In den Gedichten strömt sie ihren Reichtum aus: ihre herbe Männlichkeit, ihre herzliche Güte, ihre dankbare Liebe zur schönen Welt und ihren schattigen Ernst, die „tiefe Grundtrauer“, ohne die es, wie Keller bekennt, keine rechte Freude gibt:

Wenn mein Herz beginnt zu klingen
 Und den Tönen löst die Schwingen,
 Schweben vor mir her und wieder

Bleiche Wonnen, unbergessen,
Und die Schatten von Zypressen —
Dunkel klingen meine Lieder!

Dunkel, aber nicht finster oder lebensmüde. Die Träne des Welt Schmerzes löst sich nie von der Wimper, und auch die weiche Wehmut verflüchtigt sich nie in weichliche Gefühlseligkeit:

Abschied.

Nun ist die Scheidestunde da,	Ich wandre durch den jungen Tag
Das Morgenrot rückt schon ins Land,	Den grünen Hügelhang empor;
Die Mutter küßt mich tränenfeucht,	Noch klingt ein jedes Abschiedswort.
Der Vater heut mir still die Hand.	Der letzte Gruß mir noch im Ohr.

Und auf der Heimat fernstem Pfad
Tönt hinter mir ein leiser Schritt,
Es faßt mich schmeichelnd bei der Hand —
„Ich bin das Heimweh, nimm mich mit!“

Sehnsucht, Heimweh, verhaltenes Leid ziehen die dunkeln Fäden durch das farbige Gewebe der Gedichte „Duß und u n d e r m R a f e“ (Vordach), die auch den Zweifler davon überzeugen, daß die Mundart weit mehr auszudrücken vermag als kindliche Freuden und Kimmernisse und den vernünftigen Gleichakt des von keiner ernstern Sorge behelligten Philisterherzens:

Regenbogen.

Es Rägeboge glänzt,	Es Rägeboge chunt —
Wo bis uf d'Werde goht —	Mer sind no Buebli gsi —
Dem wird e Wunsch erfüllt,	Und stoht im Feld we Für:
Wo gschwind der Schueh abzieht	Mis Gspönsli wirft si Schueh
Und drüber schlot.	Gschwind drüber i.

De Rägeboge schwint,
Und i stoht trurig do;
I bi halt barfueß gsi
Und ohne Glück — es goht
Mer hüt no noh.

Dunkel klingen die Lieder in der schönen, weichen Mundart des Aargau, und tiefe Schatten lagen über der Jugend des Dichters. Nach dem frühen Tod des Vaters, des Aarauers Volkschriftstellers Jakob Frey, teilte sich der älteste Sohn mit den unmündigen Brüdern in die Sorge um Unterhalt und Bildung, und mit der zähen Ausdauer des Tüchtigen, der an seinen Stern glaubt, trug er die Entbehrungen seiner Studienjahre:

Milchweiß aufschäumend schoß des Stromes Blut,
Und in uns Jungen gor waghalsig Blut:
Im Kranz der Uferweiden saß das Glück
Und half uns durch die Wirbel und zurück...

Die Berufung an die Kantonschule in Aarau erlöste ihn vom Druck der Brotarbeit, und als er nach sechzehn ertragreichen Schuljahren zum or-

deutlichen Professor an der Universität Zürich aufrückte, füllte ihm Jahr um Jahr die Frucht des wohlbestellten Ackers den Speicher. Die feingebildete Gefährtin hütete treulich seine zarte Gesundheit und die Stille seiner Arbeitsstube.

Bergan hatte ihn der Weg geführt, den er sich selbst gebahnt, und nun freute er sich des weiten Ausblicks und der frohen Schaffenskraft. Er setzte sich gerne bisweilen in den Schelmenwinkel und beobachtete mit vergnüglichem Behagen das närrische Gewühl der Welt; einen kecken Scherz ließ er gelten, wenn er das menschliche und künstlerische Taftgefühl nicht verletzte. Mit dankbarer Liebe hing er an der Heimat, dem Land und den Menschen, die es trägt. Herrlich spiegeln seine Gedichte das wundervoll mannigfaltige Bild der schweizerischen Landschaft: die Gletscherstürze und Felsgesimse des Hochgebirgs, die Bläue der südlichen Seen, die ziehenden Flüsse und grünen Felderbreiten des Mittellandes mit den im Duft der Ferne verschwimmenden Turaketten. Aus Qualm und Blut der Augustfeuer aber zieht mit sturmzerfetzten Bannern ein Harst geschienter Ahnen hervor, und aus den Tagen, da das Schlachtenungewitter hundertfach durch unsre Gründe schnob, klingt das Gelöbniß wehrhafter Treue mahnend und tröstlich in unsre Zeit herüber:

Es komme, was da mag!
Mit Waffen und mit Wehren,
Mit Schwertern und mit Speeren
Erwarten wir den Tag!

Der Schritt der Kämpfer von Murten und Marignano stampft durch Adolf Freys Gedichte; wir hören das Kreischen der Querpfeifen, das Rumpeln der großen Trommeln, aber auch das Schluchzen wehen Grams und das helle Geficher des Übermuts. Frey kennt das Zauberwort, das die Welt zum Klingeln bringt: Finken und Drosseln bestreuen die Halben mit silbernen Niedersternen; der Sommertag, besteckt mit flackernden Mohnblütenbändern, trägt in der Hand den Käfig voll Bogenschlag; der Wald feußt schwermütigen Gesang in die glühende Nacht. Und während das Ohr in der Fülle der Klänge schwelgt, genießt das Auge entzückt die Formen und Farben, die sich, wie es das Grundgesetz der Dichtung erfordert, immer in leise fließende Bewegung lösen: im Winde verrieselnde Blütenblätter umflattern den Dichter wie die Fegchen des heimlichen Briefleins, das er einst im Wandern zerrissen; auf schwarzem Wolfenschemel fauert die Nacht und „gießt mit leisen Schwingen unablässig die Regenbecher übers kahle Land“; die Phantasie wirft die goldnen Kugeln singend mit weißen Händen in den Äther.

Die einunddreißig Blumen = Ritornelle — zierliche, gewöhnlich mit der Anrufung einer Blume beginnende Dreizeiler — vertiefen die anmutige Augenweide zum Gleichniß:

Sternglanz und Duft der Nachtviolen!
 Die müde Brust fühlt Heimwehshauer;
 Die Träume geh'n auf unhörbaren Sohlen.

Du schauerst, aufgeblühte Rose:
 Ein Windhauch und ich bin entblättert,
 So rasch wie Erdenglück und Menschenlose.

Schweremütiger Schein umfremdet dich, Aglei.
 Du stehst vereinsamt, sinnst und träumst und nickst,
 Und Falter flügeln scheu an dir vorbei.

Du bist des Herbstes letztes Lächeln, After.
 Der Vogelfang erlosch, der Wald vergrämt sich,
 Der Bergschrat schmaucht den schönsten Nebelknaster.

Eine seltsam wehmütig-heitere Stimmung geht von diesen kleinen Gedichten aus, die in tändelndem Rhythmus und wahrhaft „durch die Blume“ die nachdenklichsten Dinge zu sagen verstehen. Auch diesen Kranz hat die stille Grundtrauer gewunden — „ein Herz voll Harm und Immortellen“ erharret gefaßt den nahenden Winterfrost. Die Zypresse wirft ihren ernstesten Schatten in die bunte Welt des Lebens; und vor seiner Kammertür — bekennt der Dichter — schreitet wartend der bleiche Wächter auf und nieder. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen“. Niklaus Manuel und Hans Holbein haben vor Jahrhunderten den Würger gemalt, wie er die Menschen, hoch und niedrig, jung und alt, reich und arm, gut und böse, mitleidlos unter seinen Willen zwingt; Adolf Freys „Totentanz“, ohne Zweifel seine stärkste und eigenartigste poetische Leistung und der tiefste Ausdruck seines Wesens, folgt dem Knochenmann auf seinem Beutezug durch die Welt des gegenwärtigen Lebens. Als Säumer, samt seinem struppigen Tier verschlaufend, wartet er am Gletscherbach auf den Wanderer; hoch über den stampfenden Schlachthausen schleift er am geborstnen Fels eine neue Blutrinne in sein breites Schwert; er folgt, den blauen Kopf an die Schläfe des am Krankenbett des Bruders wachenden Dichters geneigt, mit spinnbeindürem Knochenfinger der Fieberkurve, begleitet den todwunden Feldherrn durch die Lagergassen, den franken Jugendfreund ins Abendrot, treibt als Zeiger vor den Schükenscheiben tollen Unfug; er kauert zwischen den Laternen der Lokomotive, läßt die Laue auf den Eisenbahnzug niederfahren, sieht mit aufgestütztem Ellenbogen über die Kirchhofmauer dem alten Totengräber zu, wie er die Schollen gröhrend aus dem schwarzen Grunde hebt, fällt den Forscher, den Maler, tanzt mit seiner Sense im Ringelreihn der Kinder, und lautlos folgen ihm die blassen Scharen der Hunderttausend, die er an einem einzigen Tag entrafte. In Felsentwüsteneien läßt er den Dichter sein eigenes Schicksal schauen:

Memento.

Auf wüster Alp war ich verirrt im Zwiellicht
 Und nächtigte in öder Schäferhütte.
 Den Rucksack unter dem Genick entschlief ich
 Erschöpft und fiebrig in den nassen Kleidern.
 Wie lang ich schlief, ich weiß es nicht. Mich weckte,
 So dünkte mich, ein windvertragner Ruf.
 Ich stieß das angelehnte Türchen auf.
 Das Mondlicht irrte zwischen Wandervolken,
 Und an den Hängen stöberte der Schnee,
 Die weißen Strähne in der Nachtluft schüttelnd.
 Vom nahen Trümmerfelde schritten Zwei
 Gemess'nen Ganges unhörbar und stumm.
 Der Führer mit dem Gletscherseil und Bergstod
 Hielt die erloschne Pfeife zwischen spitzen
 Bahnstummeln fest und sah mich schattig an.
 Jetzt schüttete der Mond aus Wolfenschlizen
 Sein frostig Silberlicht mit einem Male
 In seine weiten leeren Augengruben
 Und auf das beinerne Gestell der Kiefer.
 Der andre Wanderer drehte sich ins Helle:
 Die Züge waren meine Züge! Schmerz
 Und unsagbares Weh lag auf dem Antlitz.
 Er sah mich an mit seinen dunklen Augen,
 Und die Gebärde seiner Hände sprach:
 „Ich muß hinweg! Vor meiner Zeit hinweg!
 Er reißt mich fort! Es ist um ich getan!“
 Der Führer winkte mit gehob'nem Sinn.
 Dann schritten sie den schwarzen Klüften zu.
 Ein wehlich Stöhnen klang von Fels und Höh'n
 Und losch wie das Gewimmer eines Säuglings.
 Ich harrete fröstelnd in der kalten Hütte,
 Bis durch die Ritzen des geborstnen Daches
 Der leichengraue Frühschein niederblickte.

Nun geht er selbst im Zug der Schatten, der als Dichter den Tod so
 mannhaft bezwungen. Den Leib hat die Krankheit zermürbt, die Flamme
 verzehrt; was aber der Geist geschaffen, trotzt den Mächten der Vernichtung.

Lösche den Funken, eh' er zur Flamme wird.

Erzählung von Leo Tolstoi.

In einem Dorfe wohnte ein Bauer, der hieß Iwan Schtscherbakow. Er
 lebte im Wohlstand; er war ein Mann in voller Kraft, der beste Arbeiter im
 Dorfe und hatte drei Söhne das Leben gegeben: der eine war verheiratet,
 der zweite war Bräutigam, der dritte, ein halbwüchsiger Bursche, mußte mit